

Am 3. September 2021 wurde Dr. Achim Bonte, vormals Generaldirektor der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, feierlich in sein neues Amt als Generaldirektor der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz eingeführt. Zu den Gästen sprachen Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Hermann Parzinger, Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Prof. Monika Grütters MdB, Staatsministerin für Kultur und Medien und Vorsitzende des Stiftungsrates der SPK sowie Prof. Dr. Christoph Markschies, Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Als Redner krankheitsbedingt verhindert war André Schmitz, Vorsitzender der „Freunde der Staatsbibliothek zu Berlin e.V.“

Nachfolgend sei die Antrittsrede Dr. Bontes im Wilhelm-von-Humboldt Saal des Hauses Unter den Linden der Staatsbibliothek wiedergegeben.

Sehr geehrte, liebe Frau Grütters, lieber Herr Parzinger, lieber Herr Markschies,

herzlichen Dank für Ihre so freundlichen und anerkennenden Begrüßungsworte. Liebe Band „Stand-Arts“, vielen Dank für Ihre Musik. Das sind der Schwung und die Leichtigkeit, die ich mir für meine Arbeit und die Staatsbibliothek wünsche.

Liebe Festgäste, manche Momente auf dem Weg zur heutigen Amtseinführung wirkten auf mich in den letzten Monaten recht märchenhaft. Ich erinnere mich zum Beispiel noch gut, liebe Frau Grütters, an den Tag unserer ersten Begegnung, als Sie mir auf Ihrer Terrasse im Bundeskanzleramt das Berliner Stadtbild erklärten; oder als Sie, lieber Herr Markschies, ebenso unerwartet wie unglaublich lebenswürdig erstmals bei mir zuhause anriefen. Auch eine erste Führung durch dieses Haus an einem Sommerabend vor einigen Wochen, lieber Reinhard Altenhöner, zählt zu diesen märchenhaften Momenten. Folglich will ich meine Rede auch wie im Märchen beginnen: Es war einmal . . .

Es war einmal – vor bald fünfzig Jahren – ein Grundschüler, der recht regelmäßig seine Stadtteilbibliothek besuchte. Die entliehenen Titel trug er stolz in eine Lesekarte aus graugrüner Pappe ein, in die das Bibliothekspersonal auch die Leihfristen stempelte. Die Bücher des Schülers standen in der linken Gebäudehälfte. Mit der Zeit arbeitete er sich auch in die rechte Hälfte vor, in die Erwachsenenabteilung. Und er wusste, dass er das Richtige tat. Das zeigten ihm das Willkommenslächeln seiner Lieblingsbibliothekarin, die aufmunternden Lesetipps einer zugewandten Nachbarin und die diskrete Freude seines Geschichtslehrers ob der gemeinsamen Interessen. Dass der Grundschüler aus den 1970er Jahren einst die größte Universalbibliothek Deutschlands leiten würde, das hatte keiner dieser Menschen geahnt.

Was ist in Bibliotheken und in unserer Gesellschaft seit jener Zeit gleichgeblieben, was hat sich verändert? Konstant geblieben ist zunächst die Bedeutung des Lesens als einer zentralen Kulturtechnik. Lies, um zu leben, schreibt Gustave Flaubert. Das bleibt unbedingt gültig, wenngleich heute auch nichttextuelle Vermittlungsformen wachsende Aufmerksamkeit verdienen. Konstant geblieben ist bislang zudem das überaus positive Image von Bibliotheken. Der Bundestagspräsident hat das sanierte Haus Unter den Linden vor wenigen Monaten wiedereröffnet, der Bundespräsident hielt just hier seine aufmunternde Rede an die pandemiegeplagten Studierenden. Menschen mögen Bibliotheken, weil sie deren gesellschaftliche Aufgabe mögen. Konstant geblieben und grundlegend unterstützt ist entsprechend auch unser abstrakter Auftrag als kulturelle Gedächtnisorte und Forschungsstätten, als öffentliche Zentren für Bildungschancen und Bildungsgerechtigkeit.

Doch seit der Einführung des World Wide Web und des Smartphones als der individuellen Bibliothek in der Hosentasche beginnt hier nun, bei der Konkretisierung des abstrakten Auftrags, der Unterschied

zur Welt vor fünfzig Jahren. Das Leistungsangebot des mobilen Internets, digitale Inhalte und Dienste zu jeder Zeit, an jedem Ort, situationsangepasst und personalisiert nutzen zu können, hat die Rahmenbedingungen von Bibliotheken erheblich verändert und ihre klassischen Funktionen teils schwer in Bedrängnis gebracht. „Überall werden Bibliotheken zu Tode geliebt. Leute glauben an Bibliotheken, aber sie nutzen sie nicht.“ Wenn sich diese spitze Bemerkung des amerikanischen Bibliothekswissenschaftlers David Richard Lankes in der digitalen Gesellschaft nicht zunehmend bewahrheiten soll, wenn Bibliotheken weiterhin nicht nur geliebt, sondern gerade auch außerhalb der Metropolen tatsächlich gefragt bleiben wollen, gilt es, den Auftrag neu zu interpretieren und hinsichtlich der konkreten Leistungsangebote und Schwerpunkte entschlossen neue Akzente zu setzen.

Die Digitalisierung trifft alle Branchen, die sich mit der Verbreitung von Information und Wissen beschäftigen. Besonders in der Privatwirtschaft hat sie bereits tiefe Spuren hinterlassen. Im Zeitungsangebot gingen einst sehr bedeutende Blätter verloren. Im Bereich der Publikumszeitschriften sind ganze Themengruppen ins Internet gewechselt. Lexikonverlage existieren nicht mehr. Im Börsenverein des Buchhandels ist die Mitgliederentwicklung seit Jahren rückläufig und fragen Marktstudien unverhohlen „Buchkäufer – quo vadis?“. Im Kampf um das wirtschaftliche Überleben und neue Marktchancen verschwimmt zugleich die traditionelle Ordnung der Angebotssegmente und bieten Qualitätszeitungen zum Beispiel inzwischen auch Rechtsberatung, Reisen und professionelle Faktenrecherchen oder Buchhandlungen immer mehr Spiele und Geschenkartikel an. Bibliotheken sind als öffentliche Einrichtungen nicht unmittelbar Marktzwängen ausgesetzt. Sie folgen gleichwohl dem Prinzip von Angebot und Nachfrage. Und bedeutet der privilegierte, öffentlich finanzierte Status nicht sogar eine besondere Verpflichtung, frühzeitig einem möglichen Bedeutungsverlust entgegenzuwirken?

Was also ist eine wissenschaftliche Bibliothek im digitalen Zeitalter? In gewisser Weise hat auch diese Frage schon Adolf von Harnack beantwortet, der große Wissenschaftsorganisator und Generaldirektor dieser Bibliothek von 1905 bis 1921. Anlässlich seiner Rede zur Amtseinführung stellte Harnack die Bibliotheken freundlicherweise an „die erste Stelle der wissenschaftlichen Institute“, um sie anschließend mit einer bemerkenswerten Trias zu belegen. Bibliotheken, so Harnack am 2. Oktober 1905, „umfassen den ganzen Ertrag der [wissenschaftlichen] Arbeit und die Mittel zu ihrer Fortführung; sie sind Speicher und Werkstätte und Instrumente der Wissenschaft zugleich!“ Speicher und Werkstätte und Instrumente der Wissenschaft zugleich: *Nanos gigantum humeris insidentes*, wir Zwerge auf den Schultern von Riesen sitzend, könnte ich hier mit Bernhard von Chartres und mit Blick auf den Geistesriesen und Humanisten Adolf von Harnack wieder einmal sagen.

Überträgt man Harnacks Dreiheit in unsere digitale Gegenwart, treten neben die klassischen Bibliotheksfunktionen des Bewahrens und Verteilens von Medien und Informationen Merkmale eines deutlich erweiterten Bibliotheksbegriffs. Bibliothek ist demnach nicht nur Abholstelle und Lesesaal, sondern differenzierter Lern- und Experimentierraum und lebendiger Wissensmarktplatz, nicht nur Arbeitsstätte für Bibliothekarinnen und Bibliothekare, sondern attraktiver Arbeitgeber für diverse kreative Fachleute; und sie ist eben vor allem auch ein stets offenes Haus, eine Werkstätte für Ideen und aktive Ergebnisbeiträge ihrer Nutzenden. Bibliothek wird Ereignis. „Bibliotheken für die Menschen ist die alte Sicht, auf Bibliotheken zu schauen“, so nochmals Richard David Lankes. „Die neue Sicht sieht hingegen eine Bibliothek der Menschen.“ Die lebendige Interaktion von Bibliotheksmitarbeitenden mit ihrem Umfeld, ihrer Community, und deren Ideen und Engagement sind demnach ein integraler Teil dessen, was eine Bibliothek künftig ausmachen wird. Auch hinsichtlich des Aspekts „Instrument der Wissenschaft“ wird der Auftrag aus der vordigitalen Zeit neu gedeutet und erweitert. In einer modernen wissenschaftlichen Bibliothek erhalten Sie folglich längst nicht mehr nur analoge oder digitale Wissenskonserven, sondern auch Hilfe beim wissenschaftlichen Schreiben, beim Publizieren, bei der Wirkungsmessung, bei der Datenanalyse, beim Management von Forschungsdaten und manch anderem

mehr. Eine solch ambitionierte Diversifizierung und Serviceerweiterung rund um den Forschungskreislauf erfordert systematische Aufgabenkritik und die Bereitschaft aller Beteiligten, über Grenzen hinaus zu denken. Zugleich gilt es mehr denn je, auch auf die Attribute des Leistungskatalogs zu achten. Neben jeweils hochwertigen, geschätzten Dienstleistungen sind es nicht zuletzt die spezifischen Konditionen, die Bibliotheken im Zeitalter von Google & Co. einen profilierten Platz und die Zukunft sichern. Bibliotheken sind konsequent offen für alle, niedrigschwellig und nicht-kommerziell, sie verkaufen keine Daten, achten auf die Seriosität der vermittelten Informationen und treten für offenen Austausch und offene Infrastrukturen ein. Gerade diese besonderen, für die Entwicklung unserer Gesellschaft eminent wichtigen Konditionen sind es, die wir gemeinsam wertschätzen und entschieden verteidigen sollten. Andererseits reichen sie alleine nicht aus, wenn Bibliotheken gegen die Internet-Industrie tatsächlich bestehen wollen. Das zeigt das historische Beispiel des redlichen Tante-Emma-Ladens, dessen Schicksal einst viele bedauert haben, ohne darum ihre neuen Einkaufsgewohnheiten im System der preiswerten, wohlsortierten Supermärkte entscheidend zu ändern.

Dürfen Bibliotheken auch politisch sein? Ja, sie sollten es sogar. Gewiss nicht in einem parteipolitischen Sinne, als Propagandisten bestimmter ideologischer Richtungen, wohl aber als Hüter und Übungsfeld unserer insgesamt so kostbaren und vielerorts beneideten freiheitlich-demokratischen Grundordnung. „Wir mussten [Sigmund] Freud recht geben“, schrieb Stefan Zweig aus dem Exil in „Die Welt von Gestern“, „wenn er in unserer Kultur, unserer Zivilisation nur eine dünne Schicht sah, die jeden Augenblick von destruktiven Kräften durchstoßen werden kann.“ Eine wachsende Bedrohung von lange scheinbar ungefährdeten sozialen Integrationsklammern: nach den bitteren Erfahrungen unserer jüngeren Geschichte hatten wir das in Deutschland fast nicht mehr für möglich gehalten.

Was macht jenseits des allgemeinen Zukunftskonzepts für Bibliotheken nun speziell diese Bibliothek, was macht die Staatsbibliothek zu Berlin aus? Eine erste Besonderheit signalisiert schon ihr vollständiger Name. Die Bibliothek operiert nicht alleine oder als zentrale Einrichtung einer Universität, sondern ist elementarer Bestandteil der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Die Stiftung vereint seit 60 Jahren einzigartig Kultur, Kunst, Wissenschaft und Forschung. Ursprünglich als Nachlassverwaltung für Eigentum und sonstige Vermögensrechte des ehemaligen Staates Preußen gegründet, sind aus ihr bereits in den letzten Jahrzehnten bedeutende Initiativen und Infrastrukturprojekte von großer Reichweite hervorgegangen. Dazu zählen zum Beispiel die nationale Zeitschriftendatenbank, das nationale Nachweisinstrument für Nachlässe, Autographen und Verlagsarchive „Kalliope“, die „Deutsche Digitale Bibliothek“, die „Koordinierungsstelle für die Erhaltung des schriftlichen Kulturguts“ sowie vielfältige Anstöße zur internationalen Provenienzforschung. Gerade im digitalen Zeitalter besitzt dieser Verbund noch beachtliches Potential. Auf der Basis herausragender Sammlungen hilft die Integration von Archiven, Bibliotheken, Museen und Forschungsinstituten, überlebtes Sparten Denken zu überwinden, unbekannte Bezüge zwischen Materialtypen und Disziplinen aufzuweisen und innovative Wege der technologischen Zusammenarbeit zu beschreiten. Was die Stiftung an institutionsübergreifenden Entwicklungschancen schon besitzt, wird derzeit andernorts mit Allianzen und Exzellenzverbänden mühsam nachzubilden gesucht.

Um die verlockenden Mehrwerte des Stiftungsverbunds tatsächlich heben zu können, braucht es auf der Grundlage einer profilierten Gesamtstrategie und auskömmlicher Mittel freilich auch zügig mehr inhaltlich-fachliche Autonomie der einzelnen Einrichtungen, ausreichende Selbststeuerung in der Budget- und Personalplanung und eine zeitgerechte, agile Betriebskultur. Unter dem kritischen Blick von Unterhaltsträgern, Öffentlichkeit und Beschäftigten werden sich alle, die in der Stiftung besondere Mitverantwortung tragen, an entsprechenden Ergebnisfortschritten, an einer produktiven Balance von Freiheit und Verantwortung, von institutionellen Eigeninteressen und echter Kooperationsfähigkeit, zu bewähren haben.

Wie ebenfalls bereits der Bibliotheksname anzeigt, findet die Staatsbibliothek zu Berlin außerdem in Berlin statt; und damit in einer unvergleichlich dichten Kultur- und Wissenschaftslandschaft mit drei sehr leistungsfähigen Universitätsbibliotheken und einer hoch kreativen Zentral- und Landesbibliothek Berlin; zugleich in einer Weltmetropole, die Berlin heute ist und die Berlin vor 100 Jahren sogar mit noch größerer Reputation zweifellos schon einmal war. Politisch und wirtschaftlich waren die 1920er Jahre äußerst schwierig, wissenschaftlich und kulturell bildeten sie insbesondere hier in Berlin einen bis heute nachhallenden historischen Glanzpunkt, dem wir, nach der Vertreibung und Ermordung so vieler beteiligter Kräfte und Talente ab 1933, erst in unseren Tagen, in einem pluralistischen wiedervereinigten Berlin, wieder näher rücken. In diesem Sinne: Auf in die Zwanziger Jahre!

Für eine große, breit angelegte Kultur- und Wissenschaftseinrichtung wie die Staatsbibliothek bietet Berlin allein einen enormen Reichtum an Kooperationschancen mit anderen Institutionen und der Zivilgesellschaft. Darüber wollen wir jedoch unsere vielfältigen Kontakte in andere Bundesländer und zu ausländischen Partnern nicht vernachlässigen, wobei mir gerade die Beziehungen zu Mittel- und Osteuropa besonders am Herzen liegen. Ich freue mich daher und danke Ihnen sehr, Herr Gesandter Grown, dass Sie in Vertretung des Botschafters der Republik Polen heute bei uns sind. Ich wünsche mir, dass wir die Beziehungen zwischen der Staatsbibliothek und dem polnisch-deutschen Kultur- und Wissenschaftsaustausch möglichst vielfältig ausbauen können.

Als herausragende Besonderheit einer jeden Bibliothek dürfen schließlich, last but not least, vor allem die Menschen gelten, die in ihr und mit ihr arbeiten. Die Staatsbibliothek zu Berlin verfügt in ihren 15 Abteilungen quantitativ wie qualitativ über eine außergewöhnlich befähigte Mannschaft mit zahlreichen Expertinnen und Experten auf vielen Wissensgebieten. Ich freue mich auf die Zusammenarbeit mit dem Team und bin zuversichtlich, dass wir unseren gemeinsamen Abschnitt in der Geschichte dieser großartigen 360jährigen Einrichtung gut meistern werden! Getreu meiner Überzeugung, dass das Stammpersonal der Kern eines größeren Gemeinschaftswerks sein sollte und der verfügbare Ausschnitt des rasch wachsenden Weltwissens bei uns Einzelnen ja auch eigentlich täglich kleiner wird, wollen wir künftig Kraft und Engagement unseres Umfelds noch stärker aufgreifen und das Empfangen von Wissen und Ideen möglichst dem Aussenden gleichstellen. Mit einem Nutzendenrat, Stipendienprogrammen und Forschungsgruppen, dem Ausbau ehrenamtlicher Mitwirkungsmöglichkeiten und vergleichbaren Initiativen kann die Vision lebendiger dialogischer Wissensarbeit weiter Gestalt gewinnen.

Wenn ich folglich die drei zentralen aktuellen Herausforderungen für die Staatsbibliothek zusammenfassen soll, nenne ich erstens die laufende Reform der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, zweitens die notwendige konsequente und zügige Transformation der Bibliothek für die digitale Wissensgesellschaft. Drittens wird auch meine Amtszeit erheblich vom Bauen bestimmt sein. Nach der weitgehend abgeschlossenen Instandsetzung des Stammhauses Unter den Linden bedeutet die Generalsanierung des Hauses Potsdamer Straße für alle Beteiligten eine neue Chance, attraktive geeignete Räume für die skizzierte Bibliotheks-idee zu schaffen. Mit unausweichlichen Bestandsverlagerungen, Serviceveränderungen und Interimsbüros ist sie aber auch ein weiterer Kraftakt, der Hilfe und Verständnis von vielen Seiten benötigen wird.

Kehren wir daher abschließend noch einmal zu dem Grundschüler aus den 1970er Jahren zurück, der seinen Weg der Unterstützung so vieler Menschen zu verdanken hat: der Fürsorge seiner Eltern, der aufmunternden Freundlichkeit der Bibliothekarin, dem wachen Interesse der Nachbarin, dem diskreten Ansporn des Geschichtslehrers. Hinsichtlich meines Wegs in die Staatsbibliothek habe ich seit Herbst letzten Jahren abermals von vielen Seiten Zuspruch und Hilfe erfahren. Konkret danken für Vertrauen und Fürsorge möchte ich außer meiner großartigen Familie Frau Staatsministerin Grütters und

Ihrem Amt, Herrn Parzinger und Herrn Dimter und ihrem Team, den Mitgliedern der Auswahlkommission, meiner lieben Kollegin und Freundin Ute Schwens, den Kolleginnen und Kollegen aus meinen alten Wirkungsstätten Heidelberg und Dresden, der Freundesgesellschaft der Staatsbibliothek um Herrn Schmitz und Frau Mertz und selbstverständlich auch dem Team der Staatsbibliothek, mit dem ich seit März bereits eng in Kontakt stehe. Ich bitte Sie von Herzen: Helfen Sie mir, helfen Sie diesem wunderbaren Haus Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz auch weiterhin. Herzlichen Dank!